

RIECHT NACH  
ORANGEN

---

HELENE  
FLÖSS-UNGER

RIECHT  
NACH  
ORANGEN

Das Zusammenleben von Menschen mit oft sehr unterschiedlichen Schicksalen, Lebenslagen und Bedürfnissen erhält in unserer Zeit immer größere Bedeutung.

*Ad alta voce / Stille Post* erzählt Geschichten aus dem Alltag dieser Menschen. Zehn Erzählungen, fünf deutsche und fünf italienische, die den Begriff des Sozialen in den Mittelpunkt stellen und ihm eine neue Bedeutung verleihen.

● AD ALTA VOCE  
STILLE POST

Eine Initiative der

AUTONOME PROVINZ  
BOZEN - SÜDTIROL



PROVINCIA AUTONOMA  
DI BOLZANO - ALTO ADIGE

Abteilung 24  
Familie und Sozialwesen

Ripartizione 24  
Famiglia e politiche sociali

in Zusammenarbeit mit

**ab**  
EDIZIONI  
ALPHABET  
VERLAG

**KW**

*Ad alta voce / Stille Post*

Eine Initiative der  
Abteilung 24 Familie und Sozialwesen  
der Autonomen Provinz Bozen – Südtirol  
in Zusammenarbeit mit:  
Edizioni alpha beta Verlag  
KVW



Redaktion:

Reinhard Gunsch, Monica Margoni,  
Reinhard Christanell, Aldo Mazza

© 2009 Edizioni alpha beta Verlag  
[www.alphabeta.it](http://www.alphabeta.it)

All rights reserved

*Grafisches Konzept:*

Studio Lupo & Burtscher, Bozen

*Umbruch:* A&D

*Druck:* Cierre Grafica (VR)

ISBN 978-88-7223-138-8

# **RIECHT NACH ORANGEN**

---

ERZÄHLUNG VON  
HELENE FLÖSS-UNGER



## RIECHT NACH ORANGEN

Agnes schält eine Orange. Hackt die Zähne des Unterkiefers in die Kappe am oberen Ende, bohrt ihre Fingernägel in die Schale. Flink ihre teigigen Hände beim Schälen, geschickt auch, nur unglaublich weiß und unglaublich weich, wie ohne Knochen.

*Jetzt esse ich noch eine, Luzia, sagt sie.*

*Iß nur, Agnes, dafür sind die Orangen da.*

Mutter klappert wie eine Rassel die Stiege hinunter, geht schnurstracks die drei Häuser in der Gasse bis zum Brunazzo weiter und lässt sich ein Kilo Orangen für die Agnes einpacken oder ein Kilo Pfirsiche, Marillen, Feigen, Kaki, oder was jahreszeitlich an Obst gerade anfällt und stellt das Stanitzel auf den Tisch, Messer dazu, Tellerchen. Agnes benutzt keines von beidem. Sie beißt in die Feigen, nagt den Pfirsich um den Stein herum ab, schält die Orangen mit der Hand. Am liebsten hat sie Orangen.

*Ach, die Agnes,* ruft Mutter aus dem Fenster, sobald es klingelt. Es steht auch Berta vor der Haustür, aber Mutter sagt nur: *Ach, die Agnes!*, und macht das Fenster zu. Es ist die Berta, die streng riecht, nach Kuhstall, nach Schweinestall. Agnes riecht das nicht mehr. Agnes und Berta, zwei ungleiche Schwestern. Tun wie Mutter und Kind.

Agnes ist keine Kundin. Kann es sich nicht leisten, Kleider in Auftrag zu geben. Ist eine von Mutters Freundinnen. Eine von vielen. Gestört hat Agnes noch nie. Die

einzigste, die nie stört. Das Kind mag diese Agnes. Mag auch Berta. Aber anders. Berta schüttelt vor dem Stanitzel mit den Orangen den Kopf. Fährt diesen Kopf herum. Zuckt und ruckt. Man weiß nie, ob sie ja oder nein schüttelt. Sie schüttelt immer. Sie sagt kein Wort. Verschwindet fast hinter dem Tisch, derart klein sitzt sie auf der Eckbank, derart gekrümmt hockt sie da. Und isst auch keine Orange, keinen Pfirsich.

Das Kind schaut Agnes zu, die eine Orangenspalte nach der anderen zwischen die Zähne nimmt und kräuselt an ihrer Stelle die Lippen. Spürt den Speichel im Mund. Viel zu viel Speichel. Agnes schiebt die Schalen zu einem Berg zusammen. Mit nach oben gebogenen Fingerkuppen. Streicht mit dem Handrücken Unsichtbares von der Tischplatte weg.

*Jetzt habe ich sie alle aufgegessen, Luzia.*

*Wenn es dir nur geschmeckt hat, Agnes.*

Agnes ist ein leiser Mensch, ein gedämpfter, ein fast lautloser. Sie erzählt in sich hinein. Lächelt verhalten. Das Kind wird neben Agnes ganz still. Und ehrfürchtig. Ehrfürchtig vor dieser blassgelben Haut in dem hohlwangigen Gesicht. Vor diesem dichten, widerborstigen, grauen Haar. Diesem blutroten Mund, der alles noch schlimmer macht. Schmollmund. Gehört nicht in dieses Gesicht.

Das Kind kennt Agnes abwechselnd sehr dick und sehr mager. Aber immerzu leidend, kränkelnd. Schilddrüsenüberfunktion. Und ist ganz wächsern. Und ganz bleich. Und so nervös. Und hat so heraus quellende Augen. Und ist so schlaflos. Und so zittrig. Aber zittrig wäre sie auch ohne Schilddrüse. Sie zittert vor ihrem Theodor, der ein harter, gewalttätiger Kerl ist und alles

kurz und klein haut in seiner Wut, Tier und Mensch, Geschirr und Mobiliar.

*Wie kommt die Berta dazu?*, fragt Agnes, und die Berta zuckt noch ein bisschen heftiger mit dem Kopf und schweigt in sich hinein. Stumm ist die Berta nicht, aber sie redet nicht. Auch nicht mit ihrer Schwester. Auf der Straße gehen sie nicht neben- sondern hintereinander her. Die Berta immer drei, vier Schritte hinter Agnes. Beim Einkaufen, beim Kirchengang, auf Besuchswegen, niemals die eine ohne die andere.

*Sie ist wie ein Kind*, sagt Agnes.

Sie sagt das nicht vorwurfsvoll, nicht böse. Nur wehmütig. Aber eine Last ist die Berta schon. Mahlt auf ihrem tanzenden Gebiss. Stiert aus Augen, die nicht schauen. Auch Berta hat eine Matratze auf dem Kopf, die sie noch weniger zu bändigen versteht als ihre Schwester.

Sagt Agnes *Schwester Gottlieb*, schüttelt die Berta so heftig mit dem Kopf, dass er beinahe kreist. Und dann singt sie: *Gottlieb, Gottlieb, Schwester Liebegott ...* Sie singt auch noch anderes. Alles von Schwester Gottlieb gelernt. Das Reden nicht. Rhythmus und Melodie ihrer Lieder passen nie zusammen. Passen auch nie in die Zeit. Sie singt Weihnachtslieder im Juli und Bergsteigerlieder mit Almenrausch und Edelweiß im Jänner. Das Kind klatscht. Da lacht die Berta. Sie lacht schon, bevor sie zu singen anfängt, sie lacht mitten drin und am Schluss, und das Kind lacht über Bertas Lachen mit.

Schwester Gottlieb, der man den Namen verdreht hat, ist im Hartmannsheim – etwas zwischen Alters- und Armenhaus –, Köchin. Die Berta ist ihre Küchenhilfe und schält einen Vormittag lang sieben Erdäpfel.

Mit dem Tod der Schwester Liebegott ist die Berta keine Hilfe mehr sondern eine Beschwer. Die Invalidenrente, die sie bisher der Schwester Liebegott für die armen Negerlein gespendet hat, spendet sie jetzt ihrer Schwester und den vier Neffen.

Berta und Agnes tragen die Kleider auf, die Mutter nicht mehr trägt oder die von Mutters Kundinnen, die ihre Kästen räumen, zurückgelassen werden. Röcke und Jacken und Blusen hängen an Agnes herunter, sind einmal zu groß und einmal zu klein und irgendwie jederzeit beides gleichzeitig. Gegenwärtig aber entschieden zu groß. Außer Orangen und Kleidern bekommt Agnes noch Schweinefutter, das Mutter für ihre Freundin sammelt. Das Kind beklagt sich über den Geruch, der in der warmen Jahreszeit säuerlich aus dem Kübel im Keller aufsteigt.

*Sei froh, dass du ihn nicht durch die Stadt tragen musst, wie die Agnes.*

Da schämt sich das Kind dann, und die Agnes tut ihm leid. Nicht nur wegen des stinkenden Kübels. Auch wegen der halben Kuh. Ein Bauer mit einer halben Kuh sei der Theodor, sagt Mutter. Da müsste dem Kind auch dieser armselige Bauer leid tun, aber das geht nicht.

*Auf Biegen und Brechen hat die Agnes heiraten wollen, erzählt Mutter. Es ist ihr kein anderer als der Theodor geblieben. Männer sind ja stohdumm. Der feinste Mensch weit und breit war die Agnes, und es hat sich keiner nach ihr umgedreht.*

Agnes erbt ein Haus in der Stadt. Das hebt ihre Chancen. Dem Pflasterer vermietet sie eine Kammer. Der wird dann ihr Mann und endlich das, was er immer werden wollte: Bauer. Den Stall, den er sich im Keller des

Hauses seiner Frau einrichtet, versorgt tagsüber die Berta, die einfältige Schwägerin, wenn sie es nicht auch noch am Abend tun muss, weil Theodor betrunken von den Straßen und Gassen nach Hause kommt. Da schlägt er dann gewohnheitsmäßig seine Frau und deren Schwester gleich dazu, die Buben sowieso, die verdienen es sich überhaupt täglich, nüchtern und betrunken.

*Deinem Theodor ist es nur um das Haus gegangen und um sonst gar nichts,* will Mutter wissen.

Sie sollte das nicht sagen. Sie tut der Agnes weh. Es will doch auch die Agnes gern gehabt werden. Das Kind möchte über die arme Agnes ein bisschen weinen. Und den Theodor verwünschen. Oder bestrafen. Ist vielleicht schon bestraft, der Theodor. Der biblische Fluch: *Staub sollt ihr essen*, er ist an Theodor bereits in Erfüllung gegangen.

Das Klopfen des Hammers schon von weitem. Der dumpfe, beharrliche, eindringliche Ton. Das Kind macht um den Steinepflasterer einen großen Bogen. Schaut ihm aus einem Versteck zu. Ein unheimlicher Verdammter. Hockt so da. Klopft so vor sich hin. Ein dicker, hölzerner Teller als Schemel. Schon ganz grau. Mit einem fußhohen Zapfen in der Mitte. Kann man nur erraten. Kann man nur ganz kurz einen Blick darauf werfen, wenn Theodor sich in der Hocke darauf weiter schiebt. Steckt im Sand, dem Bett für die Pflastersteine.

Theodor nimmt einen Porphyrwürfel in seine mächtige Hand. Wiegt ihn ein wenig hin und her. Dreht den Hammer um. Mit dem schaufelähnlichen Ende schiebt er den Sand aus der Höhlung, drückt den Stein hinein, ordnet den Sand darum herum. Dann klopft er. Klopft

und klopft. Und plötzlich erschrickt das Kind über den Theodor, der mit einem Mal seinen Arm ausfährt, Hammer in der Hand, als wollte er ihn in die Welt schleudern. Aber er streift bloß mit dem Ellbogen über seine Stirn. Der Schweiß spritzt in Tropfen weg.

Ab und zu schaut er ganz unerwartet unter seiner Kappe heraus. Ruft Vorbeigehenden etwas zu. Dass er überhaupt jemanden wahrnimmt, so tief auf dem Boden und mit dem Kopf fast auf den Steinen. Meistens nimmt er Frauen wahr. Wirft ihnen etwas Unflätiges nach. Er erkennt sie am Schritt. Er hat den Ton der Stöckel auf dem Pflaster im Ohr. Er grinst oder lacht und zeigt seine großen gesunden, schneeweißen Zähne. So gut kann sich das Kind doch nicht verstecken, dass es der Theodor nicht entdeckt. Aber er ruft ihm nichts zu und nichts nach. Es ist ja noch keine Frau. Es wird erst noch eine werden.

Theodor pflastert nicht nur die Straßen und Gassen der Stadt. Er legt auch Gartenwege an, Zu- und Einfahrten von Villen. Theodor ist gefragt. Sein Kreuz wird kaputt sein, noch bevor ihn einer seiner Buben ablöst. Und die Knie dazu.

In seinem Stall und bei seinen Viechern, sagt er, erhole er sich vom Pflastern. Und vom Durst. Staub macht durstig.

Agnes ziert sich. Sie will das Geld nicht nehmen. Die Orangen seien genug, meint sie. Schließlich steckt sie den Schein vorne in die Bluse und kauft Mutter eine Bonbonniere.

*Hat selber nichts und hätte nur gern etwas, um es zu verschenken,* Mutter stöhnt. Der Agnes ist nicht zu helfen.

Nach dem Schlachten bringt sie Speck und Würste.  
*Agnes, ich bitte dich, verkauf das Zeug doch!*

Als sie dann keine Schweine mehr hält, kauft sie den Speck für ihre Freundin beim besten Fleischer in der Stadt.

*Hätte ich Bergschuhe an den Füßen, ich würde dich zertreten, hat der Vater heute zur Mama gesagt.* Das erzählt Joachim, der dritte der Buben. Er holt die Flasche Eierlikör für die kranke Agnes ab. Dem Kind schaudert es. Es wird ihm noch mehr schaudern, sobald Joachim erzählt: *Der Vater ist tot. Er ist im Stadel gekniet und hat in der Zugluft gebaumelt.*

Agnes wird es dann bezweifeln, das sich Theodor wirklich erhängen wollte.

*Zu Tode erschrecken wollte er mich. Sein eigener Tod ist ihm nur im Suff passiert.*

Die Buben der Agnes kommen fast genauso gern in die Schneiderei wie ihre Mutter. Auch fast genau so oft. Anstatt mit Orangen werden sie mit ein paar Kreuzern beschenkt.

*Kaufst dir aber kein Sigurd-Hefl, Walter!*

Mutter rechnet damit, dass Walter am alten Bertoldi, dem Zeitungshändler, nicht vorbei kommen wird.

Das Kind bedauert es nicht, dass Walter bald ausbleibt. Er ist ein grober Kerl. Wie sein Vater. Aber dass er dann ganz aus der Welt verschwindet. Dass sogar Agnes zwanzig Jahre lang nichts mehr von ihm hört.

*Er wird bei der Fremdenlegion sein, vermutet Mutter.*

Fremdenlegion. Ein unseliges Wort. Da töten Männer Menschen und wissen nicht warum. Wissen nicht

einmal immer genau, wo sie gerade sind. Wen sie gerade töten. Töten, weil es ihr Beruf ist. Weil sie dafür bezahlt werden.

Das Bild ist aus einem Märchen. Einem schwarzen Märchen. Darin ist Agnes vor einen Heuwagen gespannt. Plagt sich vom Feld heimzu. Dahinter trottet die Berta einher, schwankend und tapsend und braucht die ganze Gasse, die schmale Griesgasse, auf der sie von rechts nach links taumelt. Agnes, das Zugtier. Der Theodor kann keinen Ochsen halten, dafür ist der Stall zu klein. Die Kuh darf nicht ziehen, weil sie sonst keine Milch mehr gibt. Also muss Agnes ziehen. Sie zieht auch noch mit dickem Bauch. Dem dicken Schwangerenbauch. Sie bekommt vier Kinder in fünf Jahren. Vier Buben. Vier Söhne von einem Trinker. Und sie sitzen, solange sie klein sind, auf dem Heuwagen. Und Agnes zieht sie mit.

Das Kind hofft inständig auf den Ausgang des Märchens, auf die Erlösung, die Befreiung, auf die vier Königssöhne, die Verwandlung in eine Prinzessin. Oder ein gutes Ende.

*Wenn sie nur nicht nach dem Vater geraten, die Buben, betet Agnes.*

Noch sind die Buben harmlose Lauser. Wie andere Buben auch.

Wenn der Vater betrunken ist, fürchten sich alle im Haus. Die Berta hilft Agnes, den schweren Kasten vor die Schlafzimmertür zu schieben. Die beiden Frauen stemmen sich dagegen. Wäre Theodor nüchtern, würde er den Kasten mit einem Lacher weg- und die Tür eindrücken. Und die Buben sind in der Früh ringäugig

und verzagt, und nehmen die nächtliche Angst in den Tag mit.

*Aber fleißig ist er, der Theodor, arbeitsam. Das muss man ihm lassen.*

Was er für seine Um- und Ausbauten in Haus und Stall braucht, holt er sich nächtens von fremden Baustellen in der Stadt. Stiehlt Zementsäcke aus den Lagern, Ziegel, Werkzeug, Armaturen. Und dann prügelt er auf Karl ein, weil der es mit mein und dein nicht so genau nimmt. Es findet sich immer wieder etwas in Karls Hosensack, das seinen Mitschülern gehört.

*Er hätte das Fahrrad ja wieder zurück gegeben, erzählt Peter in der Schneiderstube, er hat es nur gebraucht, um dem Vater die Malerfarben nach Hause zu bringen.*

Die gestohlenen Malerfarben. Die Kübel aus dem Blechverschlag neben dem Rohbau. Aber das erzählt Peter nicht.

Der sanfte Peter, dürr und bleich, mit den viel zu großen Augen, wo dahinter viel Wasser ist. Das Kind wartet, dass es jetzt und dann durchbricht.

Wenn Agnes wieder einmal im Spital ist, essen die Buben in der Schneiderstube Schnitzel. Es muss ihnen keiner beibringen, dass man mit vollem Mund nicht spricht. Sie können sich vor den Schnitzeln keine Ablenkung erlauben. Kauen andächtig. Kauen Bissen für Bissen. Zögern, ob sie schon schlucken sollen oder den Genuss noch ein Weilchen im Mund behalten.

*Brot*, antworten die Buben, wenn Mutter fragt, was die Berta so kocht. Die Berta kann nicht kochen. Nur Erdäpfel schälen.

*Brot mit was?*

*Butter*, sagt Peter. *Speck*, sagt Karl.

Dieses unpassende Tischgebet vor dem Essen. Ein Vaterunser wie eine Anspielung. *Unser tägliches Brot*. Als wollte einer die Buben zum Hohn daran erinnern.

Agnes ist gern im Spital. Dorthin entweicht sie aus ihrer kläglichen Welt. Dort ist sie bald öfter als zu Hause. Und liegt so sterbensmüde in den weißen Betttüchern. Und löffelt so bedächtig ihre Spitalsuppe. Und schält die Orangen, die Mutter schickt.

*Ein seltsamer Erhängter. Ein kniender*, sagt der Herr Doktor zur Witwe, *das habe ich noch nicht erlebt*.

*Wenn du die Tür nicht aufmachst, erhänge ich mich*, schreit Theodor. Besoffen. Stockbesoffen wie jeden Abend. Die Tür zum Stadel fällt ins Schloss. Zittert lange nach. Soll seinen Rausch im Stroh ausschlafen. Ist nicht das erste Mal. Der dumpfe Aufprall eines schweren Körpers auf etwas Weichem. Das Zeichen dafür, dass dieser Körper nicht mehr gefährlich ist. Dass Agnes die Decke über den Schlafenden breiten darf.

Theodor kniet seltsam zusammen gesunken auf dem hölzernen Bock. Darauf dengelt er seine Sensenblätter. Darüber die Sisalschlinge, in die er den Sensenstiel einfädelt, wenn er die Scharfen aus dem Metallblatt hämmert. Theodors Kopf in der Schlinge. Die Zigarette steckt noch in seinem Mundwinkel. Agnes schüttelt an Theodors Schulter.

*Warum hätte sich der Theodor erhängen sollen?*, fragt Mutter. *Sich selber wollte er nichts antun, dir aber eine Schande*.

Agnes' untertäniges Gesicht. Das Gesicht der vollkommenen Ergebung. Der leibhaftigen Fügsamkeit. Das Kind nimmt eine Orange aus der Obstschale. Eine

von den besonderen. Eine sizilianische Blutorange. Jede einzeln in ein knisterndes Seidenpapier gewickelt. Die schöne, dunkelhäutige Sizilianerin darauf. Auf dem Kopf einen Korb voller Früchte. Schlägt mit ihrem eleganten Arm einen Halbkreis von der Schulter bis zum Flechtrand. Und darüber der leuchtende Schriftzug: arancie siciliane rosalia. Das Seidenpapier glatt streichen. Mit der Kante der kleinen Hand. Sorgsam ein kleines Quadrat. Aus den vier Ecken vier Würstchen zusammen zwirbeln. Darf nicht reißen das feine Papier. Mit der kleinen Faust eine halbe Kugel formen. Kommt als Hütchen auf die Orange. Deckt die Orange ganz zu. Ein leichter Stubs auf die Kugel. Ganz sanft mit dem Finger.

*Schau, Agnes!*

Die Orange wackelt und kugelt und rollt über den Tisch. Die Füßchen zittern.

*Und was ist das?, fragt Agnes.*

Agnes erkennt die watschelnde Schildkröte nicht. Weil sie so aufgereggt ist. Und so traurig. Und so erschreckt. Weil der Theodor tot im Stadel kniet.

*Der Kopf ist unter dem Panzer versteckt. Siehst du?*

*Ja, Kind.*

*Sonst hätte der Vater halt einen von uns umgebracht, sagt Karl.*

Karl und Joachim stehen in der Stube wie zwei arme Sünder. Halten einander an der Hand. Ihre Füße stehen ganz dicht. Geizen mit dem Platz. Joachim ist erleichtert, weil sie jetzt eine Ruh' haben im Haus.

Agnes füttert die Sau bis zum Schlachten durch, schenkt Luzia eine geselchte Seite, verkauft Kuh und

Hennen, nimmt wieder Mieter in die drei armseligen Kammern auf.

Berta schüttelt und zuckt und kreist mit dem Kopf. Den strengen Geruch verliert sie nicht. Auch ohne Schweine nicht, ohne Kuh. Sie geht auf wankenden Beinen hinter Agnes her. Immer drei, vier Schritte hinter Agnes. Schlingert von einer Seite auf die andere. Wackelt und taumelt. Agnes geht gerade aus. Obwohl sie jetzt oft betrunken ist und die Berta immer stocknüchtern.

*Ich tu es nicht mehr, Luzia. Keinen Tropfen mehr, Luzia. Bestimmt nicht.*

Agnes verspricht es der Freundin in die Hand hinein. Sie schält Orangen. Schiebt die Schalen auf dem Tisch zusammen, streift sie in die Obstschüssel. Und das Laster gleich mit. Die Berta bebt und zittert mit Kopf und Schultern. Mit den Händen zittert Agnes jetzt auch.

*Es ist die Schilddrüse, sagt sie.*

*Es ist der Wermut, sagt Luzia.*

Die Kammern der Verkäuferin und der Frisörin liegen nebeneinander. Die des Zeitungshändlers neben dem ehemaligen Stadel. Alle drei Kammern sind gleich groß oder gleich klein und gleich karg. Die drei Mieter sind alle gleich anspruchslos. Die Berta braucht den halben Tag, um die Kammer des Zeitungshändlers sauber zu machen. Die beiden Frauen putzen ihre Kammern selber. Danach schält die Berta Erdäpfel für das Abendessen oder Rüben oder Kohlrabi.

Den Zeitungshändler nennt Mutter *das Mandl*, obwohl er Bertoldi heißt. Er gehört zur Stadt wie der Pfarrmesner oder der Schlosser. Beim Mandl kauft das Kind,

bevor es in die Schule geht, die Zeitung. Vom Restgeld eine Salzstange. Vor dem Herrn Bertoldi steht es immer ein bisschen verzagt. Wie vor allen bösen Menschen.

*Ach was, bös. Mürrisch ist er, zänkisch eben.*

Ein unfreundlicher Mensch. Ein alter Bub, sagt Mutter. Griesgrämig wie alle alten Buben. Und wie alle alten Jungfern, sagt sie. Er schnarrt: *Was will der Fratz?* Das Kind will jeden Morgen dasselbe. Jeden Morgen die *Dolomiten, das Tagblatt der Südtiroler*. Das Micky-Maus-Heft kauft es bei der Konkurrenz. Für die Micky-Maus würde es sich vor dem Herrn Bertoldi schämen. Es wünscht höflich die Tagzeit. Herr Bertoldi schaut es gar nicht an. Pfeift nur und summt. Melodie ist es keine. Bloß so ein Ton auf, Ton ab. Es macht ihn kein bisschen gefälliger. Mit dem Gesumme und Gepfeife hält er sich die Kundschaft vom Leib. Hinter dem Singsang hat er seine Ruhe. Ist er mit sich selber allein.

Sein Kiosk ist so winzig, dass die Arme des Kindes, rechts und links durch die von Peter und Joachim verlängert, um den hölzernen Rundbau herum reichen würden. Vielleicht hat sich Herr Bertoldi deshalb das Gehen abgewöhnt, weil er in seinem Kabäuschen gar keine richtigen Schritte machen kann. Er trippelt auch vor dem Kiosk mit seinen engen Füßen und pendelt mit dem Oberkörper nach rechts und links aus, steckt hier eine Zeitung gerade, ordnet dort einen Illustriertenstapel, klammert da ein Heftchen an. Er kommt zeitig in der Früh vom Bahnhof. Noch nie hat ihn das Kind auf seinem Lastenfahrrad sitzen oder treten gesehen. Er schiebt das Gestell mit einer Hand, und sogar im Schieben gelingt es ihm, mit Schulter und Arm zu schwingen. Winters friert er in Kappe und Mantel und Schal.

Aber irgendwie verfroren sieht er das ganze Jahr über aus. Er schlägt seine Hände gegeneinander oder gegen die Brust. Ein dumpfer Ton, als wolle er jemanden verscheuchen. Aus den Wollhandschuhen schaut das obere Drittel seiner kohlschwarzen Finger heraus. Was für widersinnige Handschuhe. Fast schon ein Witz. Es friert doch ein jeder an den Fingerspitzen am meisten, und gerade dort haben die Handschuhe des Herrn Bertoldi keine Wolle.

Die Fingerenden fehlen nicht nur der Zeitungen wegen, sondern auch wegen der Orangen. Das Mandl gehört zu den leidenschaftlichen Orangenessern. Mindestens so leidenschaftlich wie Agnes. Orangen liegen auf dem Bord seines Kiosks herum und schauen zwischen Stößen von Papier heraus, eine beult seinen Hosensack aus, eine andere rollt in der Schublade, die als Kasse dient, hin und her. Der Abfallkübel hinter dem Kiosk geht von Orangenschalen über. Herr Bertoldi wirft eine Hand voll in Richtung des offenen Maules und zielt kaum einmal daneben. Warum will das dem Kind nur mit einer einzelnen Schale gelingen? Es übt verbissen.

Herr Bertoldi wartet auf das Zahlgeld. Trampelt unaufhörlich mit den Füßen. Summt unaufhörlich. Oder pfeift. Und es schaut alles sehr ungeduldig aus. Meistens trampelt er aber der Kälte wegen. Der Kiosk steht wie in den rechten Winkel hinein gepickt, den die großen und die kleinen Lauben bilden. Ofen gibt es keinen, aber viel Zugluft. Die Zugluft tut niemandem gut, weder Mensch noch Vieh und Gewächs. Und hie und da ist sie sogar unheimlich. Armer Bertoldi. Arm auch, weil keiner so früh wie er verkauft und keiner so lange

in den Abend hinein und ganzjährig, werk-, sonn-, und feiertags.

Schon wieder eine verdreckte Zeitung. Schon wieder die von zuunterst aus dem Stapel. Mutter wird schimpfen. Aber das Kind traut sich nicht, um eine saubere zu bitten. Es muss ja auch irgendwer die dreckige kaufen. Das Mandl kann ja nichts für den Dreck auf der Zeitung.

Herrn Bertoldis strenge, tagtägliche Regelmäßigkeiten. Viel zum Schauen für das Kind. Zum Staunen. Seine Finger im Kreuz des Spagats um den zusammen geschnürten Packen. Ein kräftiger Ruck. Jetzt reißt dem Mandl der Arm aus der Schulter. Fliegt mit dem Stapel, den er um sich selbst dreht, in die Luft. Ein Knall. Das Kind kneift die Augen zusammen. Das Bündel kracht mit Wucht auf den Boden. Da liegt jetzt die unterste Seite zu oberst. Mit einem Feitel schlitzt Herr Bertoldi die verknoteten Schnüre auf. Wieder ein Knall. Und wieder ist das Kind nicht darauf gefasst. War es auf den ersten nicht. Ist es auf den zweiten nicht. Gestern nicht und heute auch nicht. Herr Bertoldi zieht auf einer Seite, knüpft die Enden der Schnüre über zwei Fingern zusammen und hängt den Spagat auf einen Nagel in seinem Kiosk. Er zählt die Stapel durch. Hebt sechs, sieben Zeitungen ab. Steckt sie in eine Halterung an der Außenwand des Kiosk. Jede Zeitung auf ihren vorherbestimmten Platz. Die deutschen Ausgaben rechts, die italienischen links. Den zweiten Packen knallt er auf die Ablage, den nächsten schmeißt er im Kiosk auf den Boden.

Nie lässt sich Herr Bertoldi in seiner Zeremonie unterbrechen. Nie rückt er eine Zeitung heraus, bevor die Pakete an Ort und Stelle liegen. Da mögen sie mit ihrem

abgezählten Geld ruhig klimpern, zu dritt oder viert, die ungeduldigen frühzeitigen Herren. Herr Bertoldi wird auch niemanden grüßen. Niemals. Eigentlich stören die Kunden bloß. Sie bringen seine sauber geschlichteten Stapel durcheinander. Und es gibt auch solche, die sich erdreisten, eine Zeitung eigenhändig aus einem Gestell zu ziehen. Da würde ihnen Herr Bertoldi am liebsten auf die frechen Finger klopfen. Aber er droht nur: *He, he!*

Das Kind sagt nichts, wenn ihm Herr Bertoldi eine dreckige Zeitung hinwirft. Es sagt auch nichts, wenn sie voller Orangenspritzer ist. Wann fängt Herr Bertoldi eigentlich mit dem Orangen essen an? Wann hört er damit auf? Das morgendliche und das abendliche Ritual des Herrn Bertoldi. Und das Kind auf seinem Beobachterposten. Schaut ihm beim Aufschichten der Zeitungen zu. Der vom Tag übrig gebliebenen. Schaut ihm beim Bündeln zu. Beim Verknoten mit den Schnüren, die er am Morgen gelöst hat. Beim Beladen des Lastenfahrads. Und sieht die halbnackten Frauen auf den Illustrierten gleich mit. Und sonst allerlei Sündhaftes. Und dazu die ganze Welt, Orte voller Zauber. Darin hält es sich dann vor dem Einschlafen auf. Nie würde es wagen, eine Illustrierte in die Hand zu nehmen, darin zu blättern, wie es die Großen manchmal tun. Es will sich vom Zeitungsmännchen nicht anschnauzen lassen. Die Großen, die er anschnauzt, machen sich nichts draus.

Dieser ewig und drei Tage übellaunige Herr Bertoldi. Und an jenem Morgen, an dem er einen Grund für seinen Unwillen hätte, da ist er nicht missmutiger als gewöhnlich. In der Stadt geht die Rede, Herr Bertoldi habe ein Vermögen in seiner Wohnung gehabt. Unter der Matratze, sagt man, und sechs Sparbücher. Und vier

weitere hätten die Diebe nicht gefunden. Herr Bertoldi, der Millionär. Der dreiste Einbruch steht sogar ganz hinten in der Zeitung, die Herr Bertoldi verkauft. In dem Unglückshaus will er fortan nicht mehr bleiben. Wird dort kein Versteck für die geretteten Sparbücher mehr finden.

In der Kammer, die er bei Agnes bezieht, steht ein unförmiger, brusthoher, quadratischer Kasten. Grün gestrichen. Herr Bertoldi zeigt mit dem Finger darauf, und Agnes entschuldigt sich, sie hätte das kleine Ungetüm längst aus der Kammer entfernt, aber selbst drei Rösser könnten es nicht vom Fleck bewegen. Herr Bertoldi zieht am kunstvollen, dreistufigen Steckschlüssel, ruft: *Funktioniert noch!* und vergisst aus Begeisterung über den Tresor nach dem Mietpreis zu fragen. Der Millionär, der er immer noch ist, zahlt für sein Quartier nicht mehr, als die Verkäuferin zahlt und die Frisörin. Er summt und pfeift auch in seiner Kammer, im Stiegenhaus und in Agnes' Stube, wo er zu Abend isst. Summt und pfeift die Luft vor sich her.

Seit der Zeitungsmann bei Agnes wohnt, greift er von früh bis spät im Abstand von zehn Minuten auf seine Brust, klopft ein paar Mal, wie man es tut, wenn man sich verschluckt hat und gleich abhusten möchte, dann ordnet und stapelt er weiter seine Zeitungen, summt und pfeift oder schält Orangen. Weil dem Kind der Zeitungsmann, der um seinen Steckschlüssel so besorgt sein muss, leid tut, glaubt es einmal, ihm auf sein Gepfeife antworten zu müssen und flötet mit spitzem Mund: *Mei Huat, der hot drei Löcher.*

*He, he,* schreit da Herr Bertoldi und trippelt auf das Kind zu, die rechte Hand auf der Brust, als bete er. Mit

der linken schlägt er Bögen gegen den Unhold in die Luft.

*Was kochst denn so zu Abend, fragt Mutter.*

Soll sie über dem Wurstgulasch, dem Würstgeröstl, dem Wurstkraut und dem Wurstsalat die Fantasielosigkeit der Agnes tadeln oder ihre erfinderische Sparsamkeit bewundern?

*Wählerisch ist er nicht, der Herr Bertoldi, das muss man ihm lassen.*

Er hat ja auch seine Orangen, wenn es ihm nicht schmeckt. Der Geruch hängt in seiner Kammer, in seinen Kleidern, in den Zeitungen. Ob er für Agnes ab und zu eine übrig hat?

*Hast du etwas mit dem Bertoldi?*

Auch wenn dieses Haben weder mit Herrn Bertoldis Orangen noch mit seinem Vermögen etwas zu tun hat, ist Mutters Frage eine unverschämte. Vielleicht eine noch unverschämtere.

*He, he,* ruft der Zeitungsmann und trippelt hinter dem Kunden her. In der offenen Hand hält er das Münzgeld. Es kann des stadtbekanntes Geizes wegen sein oder weil der Mensch seltsame Geschöpfe wie einen Herrn Bertoldi gern reizt, es macht sich jedenfalls nicht selten einer einen Jux daraus, dem Zeitungsmann von den hundertfünfzig Lire zwanzig vorzuenthalten. *He, he.*

*Wofür knausert er denn so, dieser Trentiner. Hat ja keine Menschenseele hinter sich.*

Armer Bertoldi. Keine Menschenseele. Auch nicht im Trentino. Nirgends.

Das Kind hockt auf den Fersen. Auf Augenhöhe mit Peter. Und ganz gebannt von diesen viel zu dünnen Ärmchen. Von diesem Handgelenk, aus dem die zwei Knöchelchen spitz heraus stehen. Viel zu schwach für den Hammer daran. Die Hand vom steinernen Würfel im rechten Winkel nach unten gezogen. So gekrümmt dieser Peterbub. So klein auf seinem Holzteller. Ein großer Schritt, und es könnte über seinen runden Rücken drüber steigen. Die Stirn tropft und tropft. Ein Wasserhahn mit kaputter Dichtung. Tropft seitlich in den heißen Sand. Verschwindet auf der Stelle darin. Müsste doch längst ein See sein.

*Bringst du mir etwas zu trinken?*

Zum Glück ist die Straße, die Peter pflastert, nicht weit von zu Hause weg. Mutter füllt eine Zwei-Liter-Flasche mit Holundersaft.

*Und der Joachim, sagt sie, trinkt aus ganz kleinen Gläsern. Und er trinkt auch nicht gegen einen wirklichen Durst.*

Joachim kellnert in der einzigen Nachtbar der Stadt. Ist sich selbst sein bester Gast.

*Eine lichtscheue Kundschaft, sagt Mutter.*

Auch Karls Händel im Dunkeln. Dunkle Händel mit dunklem Gut. Zum Aufhellen der Seele. Mit dem *Stoff*, sagt er, spiele er besonders gut. Mit dem *Stoff* bringe er seine Gitarre zum Sprechen. Dann sei er Bob Dylan.

Und Peter lacht. Er lacht über den *Stoff*, den das Kind nur aus der Schneiderei kennt und über seinen Bruder, der sich überschätzt.

*Ein Stümper, sagt er. Auf der Gitarre ein Stümper und im Leben.*

Mit vierzehn zum Pflastern anfangen. Ein Leben lang auf Steine einschlagen. Von der Welt nur sehen, was

kriecht und sonst nichts. Da kann sich einer ja gleich hineinlegen in die Erde und sterben. Da sind sie sich einig, Karl und Joachim.

*Man kann doch nicht immerzu still halten, sagt Mutter. Man kann doch die Not nicht immerzu Not sein lassen.*

Agnes schält Orangen und lässt sich beschimpfen. Immer kürzer die Abstände zwischen einem Spitalsaufenthalt und dem nächsten. Das Kind besucht Agnes dann, wenn Mutter keine Zeit hat. Im Nachtkästchen der Agnes eine Wermutflasche. In der Schneiderstube schält sie bald nur mehr drei, vier Orangen. Dafür trinkt sie Wermut. Mutter weiß, sie dürfte Agnes keinen Wermut anbieten. Und tut es doch.

*Herrgott, Agnes, du trinkst den Wermut ja wie ein richtiger Säufer.*

Agnes stürzt den Wermut in den Hals wie in ein Rohr und ohne zu schlucken.

*Wo dein ganzes Unglück doch mit einem Säufer angefangen hat.*

Herr Bertoldi ist tot. Agnes weint.

Vielleicht hat sie doch etwas mit dem Zeitungsmann gehabt.

Liegt im Hof. Liegt ein paar Stunden lang. Kopf auf dem Stein. Schädelbruch. Neben der Leiche zwei Orangen aus dem Hosensack. Sind an seine Füße gerollt.

Hinter dem Sarg gehen der Kooperator und ein Ministrant, Agnes, ihre drei Buben, die Berta, Mutter und die Obstfrau. Ob das Kind dem Herrn Bertoldi eine Orange in die Grube nachwerfen darf?

Auf dem Heimweg fragt Mutter sehr leise: *Und das Geld?*

*Im Tresor gerade so viel, das es für das Begräbnis reicht. Und kein Sparbuch.*

*Dass man sich so täuschen kann.*

Das Kind hatte sich einen Millionär schon immer ganz anders vorgestellt.

*Der Bub ist kein Mörder. Ein Falott vielleicht. Ein Falott wie sein Vater. Aber Mörder ist er keiner. Agnes' flehende Augen. Rufen den Himmel als Zeugen. So glaubt mir doch.*

Herr Bertoldi geht zeitig außer Haus. Holt um vier Uhr in der Früh die Zeitungen vom Bahnhof. Agnes stellt ihm am Abend eine Thermoskanne mit Kaffee auf den Tisch. Der ist zwar in der Früh nur mehr lauwarm und bitter, aber das stört Herrn Bertoldi nicht. Er isst Orangen. Die Schalen lässt er neben dem Kaffeehäfel auf dem Tisch liegen. Auch an seinem letzten Morgen.

Das Rohypnol in der Kaffeekanne riecht er nicht und schmeckt er nicht.

Karl schaut ihm vom Fenster aus zu, wie er in den Hof hinaus tritt. Wie er zusammen sackt. Er nimmt den Steckschlüssel vom Hals des Schlafenden. Als er ihn wieder über den Kopf zurück streifen will, erschrickt er über dem Blutfaden aus dem Ohr. Aus der Nase.

Da ist Agnes noch keine sechzig und übersiedelt ins städtische Altersheim.

*Ja, schämst du dich nicht? Ach, Agnes.*

Agnes ist alles egal. Es sind ihr ihre Buben egal, der verschollene, der eingesperrte, Joachim und Peter. Und die Berta.

Warum kommt Agnes immer noch auf Besuch, wo Mutter ihr doch nichts als Vorwürfe macht, sie nichts als tadelt und herunterputzt. Sie wird doch nicht der Orangen wegen kommen. Nach wie vor bringt sie zwei Stück Kuchen mit oder zwei Croissants, eine Tafel Schokolade oder ein Stück Speck. Obwohl sie nichts hat. Obwohl sie nur Röcke und Blusen trägt, die Mutter ihr schenkt. Obwohl sie nach Wermut riecht.

Als die Berta stirbt, sagt Agnes, *die Arme ist erlöst*.

*Hm*, sagt sie nur, wenn Mutter fragt, ob sie einen Wermut möchte oder einen Eierlikör. Nein, es sei ihr bei den alten Leuten nicht die Zeit lang. Dann erzählt sie, wie inbrünstig sich die Leute im Heim stritten, wie unzufrieden sie seien, was sie alles beklagten und bemängelten. Ihr selber sei es im Leben noch nie so gut gegangen, sagt sie, sie dürfe täglich zwischen zwei Menüs wählen. Sie habe ihr eigenes Reich, ihr Zimmer mit Balkon.

Und trinkt so vor sich hin.













STIFTUNG SÜDTIROLER SPARKASSE  
FONDAZIONE CASSA DI RISPARMIO DI BOLZANO

**Wir stiften Kultur  
Promuoviamo cultura**

---

## Helene Flöss-Unger

Helene Flöss-Unger, geb. 1954 in Brixen, lebt seit 1991 als Schriftstellerin und Übersetzerin in Eisenstadt (A). Bücher, u. a.: *Nasses Gras*, Erzählungen, 1990, *Dürre Jahre*, Erzählung, 1998, *Schnittbögen*, Roman, 2000, *Löwen im Holz*, Roman, 2003, *Brüchige Ufer*, 2005, *Der Hungermaler*, Erzählung, 2007. Als Übersetzerin: Domenico Starnone – *Das Rasiermesser*, 2006.

## Cover

Workshop von *Lupo & Burtscher* in der *Geschützten Werkstatt KIMM*, Kardaun mit: Helga Vieider, Franz Josef Matha, Ohnewein Manfred, Mair Maria, Patreider Lukas, Claudia Pupp, Johann Egger, Schick Regina  
Betreuung: Edith Vitroler

